

(Rauchbrud verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

11) Roman von J. G. Rosny.

Autorisierte Uebertragung von M. v. Berthof.

Madeleine entfloß leicht, graziös, mit einem anmutigen Lächeln ihrer Kleider, und die Patientin entschuldigte sich. „Dieser unglückselige Fritzer konnte mit dem Champagner gar kein Ende finden. Ich muß mich alle vierzehn Tage dieser Qual unterziehen. Er ist übrigens sehr geschickt und hält den Kopf wunderbar rein.“

„Sie haben ja heute morgen eine volle Stimme und Ihre Augen leuchten,“ sagte Herbeline.

„Ich habe gut geschlafen, wenigstens bis sechs Uhr, dann bloß ein wenig gedußelt, aber ich bin ganz zufrieden. Hier sind Ihre Sachen, Doktor!“

Herbeline besorgte gewissenhaft die Sterilisierung der Spritze.

„Heute haben Sie keine Furcht?“

„Ein klein wenig; trotzdem nehmen Sie an, ich sei entschlossen und machen Sie mir Mut.“

„Sie haben wirklich nichts zu fürchten,“ sagte er ernsthaft.

„Diese Spritze ist ganz unschädlich.“

Er erwärmte das Serum, füllte die Spritze mit der notwendigen Dosis und machte sich wie am Abend vorher mit der größten Sorgfalt an die Operation.

„Nun also, was habe ich Ihnen gesagt?“

Sie betrachtete ihn ganz gerührt, während er die Sachen zusammenrichtete. Bewegt durch den Gedanken an das, was er aussprechen wollte, schweig er einen Augenblick. Doch kaum hatte er die ersten Worte hervorgebracht, fühlte er sich auch schon ganz Herr seiner selbst.

„Gnädige Frau,“ sagte er, „ich habe mit Ihnen über etwas sehr Ernstes zu sprechen; es ist für mich von der größten Bedeutung und hängt doch ganz von Ihnen ab. Bevor ich fortfahre, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß, wie immer Ihre Entscheidung fallen sollte, sie von mir gewissenhaft respektiert werden wird.“

Unruhig hatte sie sich aufgerichtet und sah ihn mit verstörten, ängstlichen Blicken an.

Er begann mit gesuchter Barthsheit:

„Ich liebe Ihre Tochter! Ich weiß, daß das nicht ganz vernünftig erscheinen kann, aber keiner von uns ist in Dingen der Liebe verpflichtet, sich dem allgemeinen Urteil zu fügen, ganz klug zu sein. Schon allein der Unterschied in unseren Vermögensverhältnissen hätte mir verbieten sollen, mich diesem Gefühl hinzugeben. Aber ich habe vielleicht eine Zukunft, vielleicht wird Ihr Vermögen in meinen Händen sicherer sein als in denen eines Reichen. Ich will nicht für meine eigne Sache sprechen, das ist unnütz. Sie sind die einzige, die in dieser Sache zu entscheiden hat, und Sie haben das Recht, ohne weitere Verurteilung zu richten!“

„Das ist wirklich eine ernste Sache,“ entgegnete Sie, „und nicht für Sie allein! Vor allem sind Sie gewiß, meine Tochter tief und wahrhaft zu lieben? Sind Sie überzeugt, daß Sie den ehrlichen Willen haben, sie glücklich zu machen?“

„Gnädige Frau, ich weiß und fühle, daß mir ihr Glück mehr am Herzen liegt als das meine. Ich bin überzeugt, daß ich ohne ihren Besitz tief unglücklich sein würde.“

„Haben Sie schon mit ihr gesprochen?“ fragte lebhaft die alte Dame.

„Ja, dieses Unrecht habe ich begangen; aber ich war ehrlich genug, ihr zu sagen, daß ich mich fügen werde, wenn Sie mir ihre Hand verweigern, daß ich dann für alle Zeiten jede Hoffnung aufgeben werde.“

„Und Madeleine, liebt sie Sie?“

Ganz demüthig sah er sie an, ohne zu antworten.

„Es ist gut,“ sagte Madame Monteaux, „lassen Sie mir einen Augenblick Zeit, um mich zu sammeln.“

Er verneigte sich. Während sie nachdachte, schwebte bei dem Gedanken, daß er hier die Grundlagen seines zukünftigen Glücks regelte, während er vielleicht gezwungen sein würde,

sich am Schluß dieses Tages eine Kugel durch den Kopf zu jagen, ein trauriges und ironisches Lächeln um seine Lippen. Es gab einen Menschen, der mit einem einzigen Worte . . .

Die Stimme der alten Dame riß Guy aus seiner Versunkenheit. Sie sagte:

„Ich will nicht leugnen, daß ich persönlich viel vom Geld halte; ja, ich halte sogar sehr viel davon. Ohne Geld wäre ich jetzt vielleicht schon tot und hätte nichts von alledem gehabt, was ich am leidenschaftlichsten geliebt und gewünscht habe . . . Daher lege ich Wert darauf, daß meine Tochter reich sei . . . Aber es liegt mir nicht viel daran, daß sie reich wird, als sie jetzt schon ist. Sie besitzt genug, um all ihre Wünsche befriedigt zu sehen, nicht nur, um ein elegantes Haus zu führen, sondern sich sogar jeden Luxus zu gestatten. Thatsache ist, daß meine Tochter ihrem Gatten eine halbe Million Revenuen mitbringt. Sie hat also alle Bedingungen für ihr Glück, wenn sie einen Lebensgefährten bekommt, der das Leben auch zu regeln versteht. Würde dieser auch das Doppelte in die Ehe bringen und er wäre ein Schwächling, der sich von den Weibern ausnützen läßt, ein Lebemann oder einfach nur einer jener Narren, die immer gern über ihre Mittel leben, wie groß diese auch sein mögen, dann wäre natürlich das Leben meiner Tochter ein verlorenes. Gewiß, nach dem Eherecht bleibt das Kapital der Wittigst unveräußerlich; aber was spielt das Kapital für eine Rolle, wenn die Revenuen zerplittert werden? Also mit einem Worte: was wir brauchen, ist ein charakterfester, besonnener Mann, der Madeleine sagen wir hundertfünfzig bis zweihunderttausend Frank zu ihrer vollständig freien Verfügung überläßt. Könnten Sie mir zusichern, Herr Doktor, es so in dieser Weise einzurichten, selbst wenn Sie nach dieser Richtung gegen den Willen meiner Tochter ankämpfen müßten?“

„Ich kann Ihnen schwören,“ sagte er heftig, „in keiner Weise an die Einkünfte meiner Frau zu rühren. Sie würde den Zuschnitt unsres Hauses nach ihrem Ermessen einrichten oder so wie Sie es wünschen würden. Ich für meinen Teil würde mich darauf beschränken, nach Maßgabe meiner Kräfte zum gemeinsamen Haushalte beizutragen.“

Er sprach mit um so größerer Ueberzeugungskraft, als er es vollkommen ehrlich meinte. Durch ein großes Vermögen gestützt, war Herbeline sicher, Geld genug zu verdienen und nicht von seiner Frau abhängen zu müssen.

„Wenn es sich so verhält,“ sagte Madame Monteaux bewegt, „dann kann niemand für Madeleine besser als Gatte passen als Sie. Ich begreife Ihre Vorliebe, und . . . was mich selbst betrifft, wüßte ich niemand, der mir als Schwiegerohn willkommenere wäre als Sie!“

Er fühlte zum erstenmal ehrliche Gewissensbisse. Wenn sie ihm irgend welche Schwierigkeiten bereitet hätte oder ihm hochmüthig begegnet wäre, dann hätte er ohne alle weiteren Skrupeln seine Sache verfochten. Aber sie so herzlich, fast zärtlich zu finden, das erfüllte ihn mit Entsetzen über sich selbst. Er war darüber sehr erstaunt. Gätte nicht eher Madeleines großmüthige Liebe in ihm dieses Gefühl erwecken sollen?

„Nein,“ dachte er, „es liegt etwas in der Liebe, das alles begreiflich macht. Und dann will mir scheinen, daß ich sie lieben würde, auch wenn sie arm wäre. Es ist also nichts natürlicher, als diesen Eindruck auf sie zu übertragen.“

Aber plötzlich dachte er an die Verzweiflung des jungen Mädchens, wenn man ihren Bräutigam festnehmen und er sich erschließen würde. Sonderbarerweise hatte er bisher noch gar nicht ein einzigesmal daran gedacht. Jetzt überblickte er seine Handlungsweise in ihrer ganzen Noheit. Und trotzdem fühlte er gar keine Reue. Ja, ihm war sogar der Gedanke angenehm, daß ihn jemand bitterlich beweinen werde.

Er hatte Madame Monteaux' Hand ergriffen, sie an seine Lippen gedrückt und gestammelt:

„Sie dürfen überzeugt sein, gnädige Frau, daß das Glück Ihrer Tochter mir teurer sein wird als mein eignes!“

„Ich glaube Ihnen!“ sagte sie.

Und mit einem reizenden Lächeln fügte sie hinzu:

„Wollen Sie ihr selbst die gute Nachricht bringen?“

Sie war aufgestanden, um der Stammerungser zu läuten.

„Sagen Sie dem Fräulein, sie möchte herüberkommen, wir haben mit ihr zu sprechen.“

Zwei Minuten später war Herbeline mit Madeleine allein. Die Liebe und die Sorge ließen ihn erlassen. War es Traum oder Wirklichkeit? War er es, dem man dieses reizende junge Mädchen zur Frau gab? Und mit ihr alle Möglichkeiten einer sehr glänzenden Zukunft? Wie wäre die Sache geworden, wenn er zwei Tage vorher gesprochen hätte? Er hätte natürlich alle Prolongationen erhalten bei der Aussicht auf eine solche Verbindung. Der scharfsinnige und waghalsige Kowier, der das Geschäft betrieb, tüchtige Menschen zu lancieren, hätte ihm sogar einen neuen Kredit eröffnet! Ja, aber es war der Diebstahl und nur dieser allein, der die Erklärung beschleunigt hatte. Gut wußte wohl, daß er noch vorgefesselt nicht gewagt haben würde, um sie anzuhalten. Dieser schmutzigen Geschichte hatte es also bedurft, um ihn so kühn zu machen; ein Verbrecher mußte er werden, um sich diese wunderbare menschliche Blüte vom Lebensbaume zu pflücken!

Eine Flut von Wünschen durchströmte seine Sinne. Er sah Madeleines rote Lippen und allmählich sehnte er sich danach, sie mit den seinen zu berühren, um wenigstens einmal diese Süßigkeit gefühlt zu haben, wenn er doch sterben müßte.

„Sie sehen, Mama ist gar nicht so grausam!“ sprach das junge Mädchen.

„Sie ist anbetungswürdig,“ antwortete er. „Ich wäre ein Nichtswürdiger, wenn ich sie nicht wie eine Mutter liebte.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Novembertag.

Von Ernst Preczang.

Grau, phlegmatisch kriecht der Tag aus dem Osten herauf. Langsam breitet er sich über das Land. Ueber den Wiesen und Feldern wallt der Nebel in fast undurchdringlicher Schicht; er hüllt die Häuser ein und schwebt um die dunklen Kiefernkrone, in denen die Nacht sich noch festklammert und nicht flüchten mag vor dem mürrischen, unlustigen Tag.

Darf man dem Kalender trauen, so ist die Sonne längst aufgestiegen. Aber das Auge sucht sie vergeblich, sucht vergeblich auch nur einen Schimmer von intensiverer Färbung. Wie in ein graues Meer irt der Blick nach allen Himmelsrichtungen: eine große bleifarbene Wolkenschicht, hier und dort von etwas dunklerer Schattierung, wölbt sich unbeweglich über ihm . . .

Es geht schon in die neunte Stunde. Ein wenig hat sich's aufgehellt; durchsichtiger ward der Nebelschleier; schärfer treten die Konturen der Bäume und Häuser hervor aus der milchigen Luft. Auf den Dächern liegt's in zarter, dünner Schicht; Baum und Busch tragen einen weißen Ueberzug; die Pfahlhölzer des alten windschiefer Bretterzaunes haben sich über Nacht helle Wüßchen aufgesetzt, und ein leichter Wind geht über die Wiesen und bewegt die zitternden Galmispigen, welche die Nacht bereifte . . .

Mittag. Noch immer kein Sonnenstrahl. Stumpf und glanzlos alles. Der Nebel hat sich gesenkt. Aber steht Du auf dem Berge und blickst über den Wald hinweg, so verdichtet sich der Schleier in der Ferne doch wieder zu einer undurchsichtigen Wand. Der See, welcher im Sonnenschein blüht wie ein ungeheurer Spiegel, gleicht einer trägen, bleiernen Masse. Das graue Bild des Himmels wirft er zurück; langsam schieben sich die Lasttähe hindurch, schwerfällig . . .

Nach einer andren Richtung wandert der Blick. Dort hin, wo die hellen Häuser stehen. Sind's mehr geworden? Manche sahen wir im Sommer nicht. An ihrer Stelle häufte sich Zweiggerant und Blattgewirr. Nun steht's laßlässig um die Mauern. Die freundliche Hülle fiel, und die Wände zeigen sich in ihrer Nacktheit. Auch der Garten änderte sein Bild. Die blauen, roten, gelben Feuer der Blüten sind erloschen; schwarze, gebrochene Strünke erheben sich dort, wo noch vor kurzem das dunkle, goldbewimperte Auge der Sonnenblume auf stolzem Schaft schaukelte. Der Apfelbaum kahl; das Laub faulend am Boden; die grünen Beete verwandelt in eine mordentliche Masse von gelben und graubraunen Halmen. In jenem Busch noch ein vollsaftiges Blatt, das sich mit zäher Faser hielt, dort ein silberweißes, ein rotes, ein gelbes. Die Farben sind da, mannigfaltiger, in feineren Abstufungen, in zarteren Tönen als je. Aber es ist kein Glanz in ihnen, kein Leben . . .

Wie anders der Tannenwald! Wanderten wir nicht über die rölligen Felseln verblühter Erika, sahen wir nicht die Verwüstungen der Herbststürme, wir wußten kaum etwas von dem vernichtenden Schritte der Zeit. Etwas dunkler das grüne Gewand, etwas dunkler auch die Frucht, der Tannenzapfen, welcher dem ganz scharfen Auge schon einen Schimmer ins bräunliche zeigt. Sonst unverdorrene Frische in Zweig und Wipfel. Zwar liegt's auch hier zuweilen gelb in den Nadeln und trägt die Ahnung des Vergehens herein. Ver-

einzelte Blättchen sind's, zusammengerollt, die der Wind herbeitrug, nachdem er die einsame Birke geschüttelt hatte, den fremden Gast, dessen silberweiße Haut recht häufig aus dem dunklen Föhrengrunde schimmert.

Auch das Waldgras steht grün und frisch, unverändert fast — bis auf die gelben Striche, die braunen Flecke, welche diesen Teppich zieren und an die Vergänglichkeit gemahnen, wie das Unterholz, die kleinen Eichen mit ihrem rotbraunen Laube. Dieser schattiert auch zeigt sich der stumme Wacholder. Wie schweigend sie um uns stehen, die schlanken Gebüsch mit dem enganliegenden Gezweig! Ein fußhoher Knieps hier, ein drei Meter hohes Gewächs dort. Ernst und feierlich mutet's uns an. Und plötzlich seht's vor uns wie ein helles Wunder in dieser dunklen, nachdenklichen Umgebung. Die Wolkenschicht hat einen Riß bekommen; ein Bündel Strahlen schießt daraus hervor und trifft einen eben noch bereiften Niesenbusch. Der sieht wie in diamantene Flüssigkeit getaucht. Von jeder Nadel glänzt so ein silbernes Tröpfchen, winzig klein, durchsichtig wie Glas. Sie drängen sich auf den Zweigen beieinander zu blinkenden Wächlein und setzen der blauen Beere ein Juwelentronchen auf. Leis haucht der Wind hindurch. Und unser Busch schaukelt sich in glitzerndem, prächtigem Farbenpiel . . . Nicht lange. Das Bild erlischt. Und über uns dehnt sich die graue Kuppel läckenlos . . .

Wir wandern aufwärts. Mit uns die Abenddämmerung. Abend —? Wir wollen's nicht glauben. Vom Dorfkirchturm hallen drei Schläge herüber. In den Bäumen, im Gebüsch flüstert es und klatscht es zuweilen. Regen. Feine, dünne Tröpfchen. Und wie wir oben auf dem freien Plateau stehen, friert uns unter der durchdringenden Feuchtigkeit, unter dem Hauch des kalten, spizen Windes. Wo das Auge hinsieht: Sprühregen. Und an das Ohr dringt Geläute. Zu unsren Füßen liegt der kleine Friedhof. Ein Grab ist aufgeworfen; ein Trauerzug naht sich ihm. Das Läuten verstummt. Auf den Querbalken steht der Sarg. Nicht neben ihm auf dem gelben Sandhügel der Pastor in dem langen Talar. Dieser das Gefolge: schwarze, wehende Schleier, helle Taschentücher; die Männer halten den Eylinder in der Hand; die Haare wehen. Die weißen Wäschen des Pastors heben sich im Winde; er muß sie festhalten, um sprechen zu können. Ein stilles Gebet. Die Träger greifen zu den Tüchern . . .

Und über den Kirchhof hinaus: da erstrecken sich frischgepflügte Felder, schwarzerdige Schollen, die bereit der kommenden Frühlingsaat harren. Und neben ihnen auf weitgedehnten Aedern spriecht's schon in neuer Kraft; zollhoch stehen die grünen Halme des Winterkorns. Und auch die Sonne giebt noch ein Lebenszeichen: ein glühroter Strich zeigt sich im Westen und verschwindet.

Kalt wird's. Die Nebel steigen von neuem. Die gelben Schollen poltern auf den Sarg. Aber die Sonne lebt — und alles ist nur ein wechselnd Spiel. —

„So ist das Leben.“

Schauspiel von Frank Wedekind.

In Perugia bricht eine blutige Empörung aus gegen den schamlos das Gut des Volkes mit Dirnen und Wulfnaben vergeudenden König. Siegreich bringt die Menge in den Palaß und hebt aus ihrer Mitte den Schlächtermeister Pietro auf den Thron. Der frischgebadene König von Vollsgnaden giebt Befehl, den gestürzten Gottesgnaden-König aus dem Gefängnis vorzuführen. Das Leben will er ihm lassen, wenn er feierlich auf alle Rechte verzichtet. Der aber laßt ihm ins Gesicht: „Man verlange von einem Karpfen, der in der Pfanne liegt, er möge darauf verzichten, Fisch zu sein! . . . Töten kann auch der Blitzstrahl; aber wer als König geboren ist, stirbt nicht als Mensch! Es lege einer dieser Hundwerter Hand an uns, wenn ihm nicht vorher das Blut in den Adern erstarrt! Dann mag er sehen, wie ein König stirbt.“ Doch was er als König nie vermoßt hätte, beleidigt, seiner Nachsicht Bügel anzulegen, das vermag der neue Herrscher. Er meidet Blutvergießen, das nicht notwendig ist für die Erhaltung des Staates; und unter Androhung der Todesstrafe, wenn er je zurückkehre, verweist er den ohnmächtig Drohenden des Landes. Das Schicksal des Verbannten, den die Welt gestorben glaubt, ist weiter denn der Inhalt dieses seltsam bunten Maskenspiels, in dem so mancher prächtige Einfall aufblüht. Der König, dem seine Tochter in Männerkleidern folgt, bettelt auf der Straße um Arbeit; er findet Unterschluß bei einem Schneidermeister, der sein wahrhaft bedeutendes Talent im Aufschneiden von Hofgewändern entdeckt. Die Schneiderseelen in der Werkstat, die ihm die Karriere weiden, verfolgen den Neuling mit hämischen Sticheleien. Auch sie haben ihren Standesstolz. Er, der Ungelernte, der Lehrling, muß ihnen den Suppennapf holen und hungierend warten, bis die Herrschaften gespeist haben. „Du lebst den Löffel ab, wenn wir satt sind.“ Da bricht der lang verhaltene Zorn in ihm los: „O Fluch über den König, der mich hindert, diesen Schurken zu zerhacken, da ich ihn besser begreife, als er mich begreift!“ „O Fluch über den König, der mich hindert, ein Mensch zu sein, wie jeder andre!“ „O dreimal Fluch über den König!“ Das ist klare Majestätsbeleidigung. Entsetzt und schadenfroh bringt alles auf ihn ein. Der König wird als Majestätsbeleidiger vor die Schranken geschleppt. Höchst ergötlich, wenn auch im Kern befremdend, ist die Ironie in der Gerichtsszene.

Sehr anheimelnd beginnt sie, auf daß „die versammelten Zuhörer vor einem allzu tiefen Einblick in die Verworfenheit der menschlichen Natur bewahrt werden“, mit dem Ausschluß der Öffentlichkeit. Procurator und Armenanwalt wetzeln in Bezugung ihres Abscheus vor dem Angeklagten, diesem „Auswurf unserer teuren menschlichen Gemeinschaft“, diesem durch sein „himmelschreiendes Verbrechen“ für alle Zeiten gezeichneten, „auf der tiefsten Stufe der Verkommenheit stehenden Individuum“. Aber in die Satire mischt sich ein wunderliches Pathos. Der König in dem Schneiderwams übertrumpft die beiden noch an Loyalitätsbegeisterung. Die Majestät stehe so hoch über der Herde der Untertanen, daß keiner der niedrig Geborenen sie beleidigen könne. Aber dennoch habe er den Tod verdient, weil ein gegen den Monarchen geschleudertes Fehelwort das Volk verwirre und es im Heiligsten und Tiefsten seiner Gefühle schädige. Die Ironie dabei ist, daß diese Rede, wie alles, was der König in dem Stücke sagt und thut, von den Hörern gänzlich mißverstanden wird. Sie sehen in ihr nichts andres als pöfliche Bauernschlauei, die die Günst des Gerichts erschleichen will.

Doch man erwartet eine andre, eine gegen die lächerlichen Einbildungen des Königtums selbst sich richtende Ironie. Was soll heroisches Pathos hier in dieser Scene? Will Wedekind, der selbst ob eines lustigen Gedächts als Majestätsbeleidiger einst hüben mußte, daß wir den vertriebenen König in all seiner angestammten Verblendung menschlich ernst nehmen, daß wir mit ihm sympathisieren, ihn womöglich bewundern? Soll der Don Quixote zu einer Art von Märtyrer verklärt werden? Kein Zweifel, in dem Verlauf des Dramas, wenigstens in den beiden Schlusssätzen, tritt eine solche Tendenz deutlich genug hervor und bricht dem Werk mit samt der wahrhaft glänzenden Idee, den König in der Schmiere eines reisenden Theaterdirektors aufreten zu lassen, die Spitze ab. Wie ist das Leben? So, daß es die Königsillusionen, zugleich ein Sinnbild aller Illusionen, grausam lächerlich verspottet und zerreißt. Nach dem Titel und dem Anfang glaubt man, nach dieser Richtung gehe die Fahrt, der König, seine eigne Königswürde parodierend, sei der Zielpunkt. Das wäre ganz im Geist der früheren Wedekindschen Dichtungen gewesen. Statt dessen aber schlingt sich hier Satire und Melodrama zu unentwirrbarem Knäuel. Die merkwürdige Sympathie, mit der der Dichter seinen Puppentönig behandelt, mag wohl mit zum Teil aus irgend einer Verkenntnis, oder was bei Wedekind wahrscheinlicher, aus einer neuen Maskenlaune zu erklären sein. Das als Trugspruch dem Buch vorangesezte Motto aus einer Kritik: „In der deutschen Litteratur von heute giebt es nichts, was so gemein ist wie die Kunst Frau Wedekinds“ und manche Wendungen des Dialoges deuten darauf hin. Man hatte ihn numeriert und klassifiziert, alle Welt war über das, was man von ihm zu halten hätte, ziemlich einig. Und wenn der Autor nun den tragisch gestimmten Fürsten immer mißverstanden werden läßt, wenn das fahrende Volk, vor dem er den Helden tragierte, ihm als unübertrefflichen Possenreißer zujubelt, so will Wedekind, den Satz „so ist das Leben“ immer wiederholend, uns vielleicht im Ernst, vielleicht in selbstparodistischer Pose zurufen, dies sei im letzten Grunde auch sein eignes Schicksal, als Possenreißer verklammert zu werden, während sein Herz an hohen Träumen hänge. Aber der König selbst wird darum nicht lebendiger.

Der dritte Akt ist der dramatisch eindrucksvollste. In der Nacht, am Hochgerichte bei brennendem Feisigfeuer haben die Komödianten, Theaterbesitzer, Bajazzos und Cirkusreiter sich zur Glendkirchweih versammelt. Der König, aus der Haft entlassen, erscheint in Lumpentracht mit seiner Tochter. Um das Leben zu fristen, will er Tragöde werden. Gelingt die Probe hier, dann ist ein Engagement ihm sicher. Er kündigt den Felsen, auf dem der Galgen steht, hinan und beginnt den Königsmonolog: „Ich bin ein Herrscher hier in diesem Land, — von Gott ernannt, von niemand anerkannt“ . . . Phantastisch steigert sich die Scene. Je überzeugter er redet, um so lauter tönt unten das Gelächter. „Zum Tragöden fehlt ihm jede Spur von Vergabung aber als Charakterkomiker unübertrefflich“, das ist das allgemeine Urteil. Die Direktoren reihen sich um ihn und unter lustigem Bagabundengesang verläuft sich der Schwarm.

Als unter rauschendem Applaus der Vorhang aufging, ritt, ein echt Wedekindscher Einfall — manche vermuteten zuerst den Dichter selbst in der Vermummung — auf einem Esel ein Bajazzo über die Bühne und nahm die Huldigungen entgegen.

Der Schluß enttäuscht. Die „Königsposse“, in der der König vor seinem Nachfolger Pietro in Perugia auftritt, fällt völlig aus dem Stil. Hier, wo das Wertgegenste an bitterem Sarkasmus geboten werden sollte, giebt's eine moralisierende Pantomime, die den zuschauenden Pietro so ergreift, daß er den Fremden als — Hofnarr und Berater zu sich nimmt. Als der König-Hofnarr in der Sterbestunde das Geheimnis seiner Abstammung enthüllt, glaubt man, der Wahnsinn habe ihn erfaßt. Aber sein Wunsch geht in Erfüllung. Pietro erlaubt dem Sohne, um seines toten Narren Tochter zu freien. So — ist das Leben. In dem Wirrwarr der Abenteuer verliert sich jede Beziehung zu einer Idee, es sei denn die, daß das Schicksal eben den Wirrwarr und das Abenteuerliche, das toll durcheinander bunter Wechselfälle liebt.

Die Aufführung im „Neuen Theater“ war eine Meisterleistung der Inszenierung und Regie. Ausgezeichnet in ihrer stilvollen Einfachheit wirkten die Bühnenbilder, glänzend die farbig bewegten Massenscenen. Reicher als König hatte prächtige Momente in seinem Spiel, so vor allem als Mime bei der Glendkirchweih,

aber ein wärmeres Interesse für die widerspruchsvoll schwankende Figur der Dichtung wußte auch er nicht zu erwecken. Weit hinter ihm stand Tilla Durieux als Königstochter jurild. Der Beifall des Publikums schien mehr Demonstration für Wedekind als Ausdruck wirklichen Gefallens. —

Kleines feuilleton.

— **Jugendbücherei.** Die vom Hamburger Jugendbücherei-Ausschuß empfohlenen Bücher werden, soweit sie den Preis von 4 Mark nicht übersteigen, auch in diesem Jahre im Saale III des Gewerkschaftshauses ausgestellt, und zwar von Montag, den 30. November, bis Sonnabend, den 5. Dezember. Die Ausstellung ist geöffnet am Montag von 2 Uhr mittags bis 10 Uhr abends, am Sonnabend leider nur von 12 bis 5 Uhr, an den übrigen Tagen von 12 Uhr bis 10 Uhr abends. Der Eintritt ist frei. Verkauf findet nicht statt. Es werden stets Personen anwesend sein, die Eltern und Erziehern mit Rat zur Hand gehen können, soweit diese vom Durchblättern der Bücher noch nicht befriedigt sind. Am Montag, den 30. November, abends 8 Uhr, wird der städtische Lehrer Herr Hübler im großen Saale des Gewerkschaftshauses einen Vortrag über Jugendliteratur halten, dessen Besuch den Eltern sehr zu empfehlen ist. —

— **Ostpreussische Sprichwörter.** Einem eben erschienenen Buch „Ostpreussisches Bauernleben“ von Rosa Fischer entnimmt die Wiener „Zeit“ einige vollständige Sprichwörter und Rätselfragen, die als Proben des Völklerhumors gelten dürfen: Wenn jemand gar zu schnell geht, so heißt es: „Der will den gestrigen Tag absangen.“ Wenn jemand recht heikel ist und niemand über seinen Grund gehen lassen will, sagt man: „Dem wird wohl wer den Safran abtreten.“ Einem, der närrische Einfälle hat, wird versichert: „Wenn Du so groß wärst wie dumm, könnt'st Du alle Nacht dem Mond ein Wußl geben.“ Wenn einer was Dummes macht, heißt es: „Der hat's troff'n, 's Krähensüßter.“ Nun noch ein paar „Räts'l“, die Ham und Dirndln einander aufzugeben pflegen: „Warum hat unser Herrgott den Weißbärdern keinen Bart wachsen lassen?“ — „Weil's beim Rasieren das Kaul net halten kunten.“ — „Was ist das: Es ist ganz und wird doch alle Tag g'macht?“ — „Das Bett.“ — Ein Dialektisch lautet:

„Ach Gott und neun Heiling,
Der Mesner von Kralling,
Dem Mesner sein Bua,
Wie viel brauch'n's Paar Schua?“

Die Antwort könnte lauten: Ach Gott und neun Heiling sind siebzehn, der Mesner und sein Bua sind neunzehn. Aber die Auflösung ist: Alle brauchen sie nur ein Paar. Denn ach Gott ist nur ein Gott, er und neun Heilige brauchen aber keine Schuhe, ebenso wenig dem Mesner sein „Buch“. Bleibt nur der Mesner. —

k. „**Schneewellen.**“ Interessante Beobachtungen über eine reizvolle Naturerscheinung teilt John Swaffham in einem Artikel des „Strand Magazine“ mit. Wenn der Schnee in einem bestimmten Zustand und die Atmosphäre in passender Beschaffenheit ist, hinterläßt das Pflügen eines Windes über den Bergabhang sichtbare Zeichen von der Wellenhäufigkeit, Wellenlänge und Wellengeschwindigkeit, mit der der Wind dahinfährt. Frischer Schnee erscheint bei hellem Sonnenlicht an der Oberfläche ganz glatt, aber ein photographisches Bild zeigt, daß eine Kraft thätig war, die das geschmeidige Kleid in einer Weise formte, die durch die Umrisse des darunter liegenden Bodens nicht allein zu erklären ist. Diese Kräuflungen, die man Schneewellen genannt hat, sind das sichtbare natürliche Zeugnis der Häufigkeit, Länge und Schnelligkeit der über sie dahingefahrenen Winde. Daraus ergibt sich, daß die sichtbaren Formen der Schneewellen nicht immer „regelmäßig“ sind. Der Wind bläst selten regelmäßig aus einer Richtung. Er dreht sich und wechselt, oder wird teilweise durch die Umrisse des Bodens, über den er streift, abgelenkt. Die Spuren, die er auf dem Schnee hinterläßt, sind infolge dessen häufig quer durchschnitten und vermischt. Wäht der Wind auf freiem Felde, wo nichts ihn hindert, in Wellen von ziemlich langer und regelmäßiger Stärke, so sind auch die darauf erfolgenden Kräuflungen gleichmäßig und deutlich begrenzt. Kommt er jedoch durch eine tiefe Rinne, so bilden sich zwei lange Furchen, regelmäßige Geleise, als wenn ein Riesenschneepflug darüber hinfuhr. Bewegt sich der Wind aber nicht regelmäßig, sondern folgt etwa auf eine Reihe von Stokwinden mittlerer Länge eine kleine Unendlichkeit kleiner Windstöße, dann häufen sich die Kräuflungen übereinander, und oft verwickeln sich mehrere. Oder sie bilden sich wellenförmig bewegende Buckten; Vertiefungen und Wudel erscheinen innerhalb des Bogens direkter Bewegung, die manchmal so schnell ist, daß die Wellenkämme glatt weggeblasen werden und zahlreiche stumpfe Gräbchen zurückbleiben. Die Temperaturschwankungen zeitigen in Verbindung mit Windströmungen merkwürdige Ergebnisse. In den Bergen wirken die Temperaturbedingungen mit besonderer Kraft, weil die kalte Luft aus einem hohen Thal 6000 bis 7000 Fuß bergabwärts fallen kann. Das Aufsteigen warmer Luft aus der Niederung entwickelt sich dann zu einem örtlichen Sturm, vor dem keine Schneewehe feststeht. Sie wird nur gebildet, um wieder aufgelöst zu werden,

ihre Oberfläche wird in Furchen und Lagen geteilt, und dann verändert ein Wechsel wieder die ganze Anordnung. Bei Tauwetter verändert sich das Bild von neuem, und Frost schweißt die gebrochenen Massen so fest zusammen, daß der Beobachter zweifeln kann, welches die Höhlungen und welches die erhabenen Teile der Masse sind. Wenn die ersten Winterstürme die großen Schneewehen gebildet haben und die Luft dann wochenlang ruhig ist, wird die Oberfläche einer Schneewehe allmählich geebnet und eingeschnitten. Ein starker Wind höhlt dann hier oder dort eine Nische aus. Ein dritter verstümmelt weiter, so daß man kaum sagen kann, wo die neue Arbeit endet und die alte beginnt. Weitere Veränderungen folgen, wenn die Sonne am Tage scheint, aber der Nachtfrost bleibt. Ihr vereintes Erzeugnis ist eine Mauer aus fast reinem Eis mit Vertiefungen, die dem Unerfahrenen zum Verberben gereichen können. Eine besonders merkwürdige Tätigkeit des Windes kann man in engen Bergpässen sehen. Hier streicht der Wind in den verschiedensten Richtungen durch, steigt oft bergan und ebenso plötzlich wieder bergab. Dann laufen die Linien auf den Schneewehen senkrecht und in spitzen Winkeln, ebenso wie sie auch der normalen und sich kreuzenden Richtung folgen. —

Astronomisches.

ie. Sternschatten. Mit Ausnahme der Sonne und des Mondes hat kein Himmelskörper eine genügende Leuchtkraft, um deutliche Schatten zu werfen. Nur von der Venus zur Zeit ihres höchsten Glanzes ist gelegentlich ein Schatten beobachtet worden. Der Schatten der Venus findet sich daher auch schon in den berühmten „Grundzügen der Astronomie“ von John Herschel beschrieben, wo es heißt: „Unter günstigen Bedingungen wirft die Venus einen ziemlich starken Schatten. Man muß diesen Schatten auf einem weißen Hintergrund auffangen. Ein offenes Fenster in einem Zimmer mit weißen Wänden giebt die beste Gelegenheit. Unter solchen Umständen habe ich nicht nur den Schatten beobachtet, sondern auch die Beugungsänder, die seine Umrisse umgeben.“ Zu den letzten Jahren sind derartige Beobachtungen an Licht der Venus häufiger gemacht worden. Der Astronom Touchet hat jetzt im Pariser „Cosmos“ ein Verfahren angegeben, wodurch man den Schatten der Venus und auch anderer Gestirne nicht nur deutlich sichtbar machen, sondern auch auf die photographische Platte bannen kann. Es genügt ein Fernrohr von mäßiger Größe und eine gewöhnliche Dunkelkammer, vor der in geeignetem Abstand der zu beleuchtende Gegenstand angebracht wird. Auf der hinteren Glasscheibe der Dunkelkammer erscheint dann das vergrößerte Bild des Planeten und der Schatten des Gegenstandes. Touchet hat mehrere Photographien solcher Sternschatten hergestellt und veröffentlicht, die namentlich dadurch interessant sind, daß sie die schon von Herschel erwähnten Beugungserscheinungen deutlich zeigen. Diese treten immer auf, wenn die Lichtquelle sehr klein ist. Bei weißem Licht erscheinen sie als regenbogenfarbene Mäuler, sonst dunkel, und zwar in rotem Licht breiter als in blauem. Es ist dieselbe Erscheinung, durch die der glänzende Rand um den von einer Vogenlampe ohne Glode geworfenen Schatten entsteht. Noch an zwei anderen Sternen hat Touchet Schattenbeobachtungen gemacht, am Planeten Jupiter und am Fixstern Sirius. Eine seiner Photographien zeigt das Schattenbild einer Brosche, das in 60 Centimeter Abstand vom Hintergrund der Dunkelkammer durch das Licht des Sirius photographiert wurde. Um diese Photographie ist es übrigens eine ehrwürdige Sache, wenn man bedenkt, daß sie mit etwa neun Jahre allem Licht aufgenommen ist, denn so lange brauchen die Strahlen des Sirius, bis sie zur Erde gelangen. —

Technisches.

gr. Neue Vorrichtung für Preßluft-Erzeugung. Die bisherige Art der Preßluft-Erzeugung durch Compound-Luft-Kompressoren ist mit ziemlich bedeutenden Kosten verknüpft, sodaß darunter die allgemeine Verwendung von Druckluft für technische und gewerbliche Zwecke ungewisselhaft sehr leidet. Um die Herstellungskosten der Preßluft wesentlich zu verringern, hat nun Ingenieur Hein eine Vorrichtung erbaut, welche die komprimierte Luft mittels stromweise in Bewegung gesetzten Aufschlagwassers erzeugt. Bekanntlich tritt immer dann, wenn man das in einer Rohrleitung fließende Wasser plötzlich abschließt, ein sogenannter „Schlag“ ein. Diese Reaktion ist nicht selten so kräftig, daß Rohrleitungen beschädigt werden, weshalb man z. B. längeren Pumpenanlagen immer einen Windkessel beifügt, damit der bei plötzlichem Leitungsschluß eintretende Stoß so möglichst unschädlich gemacht wird. Bei der Wasserleitung der Stadt Berlin können durch den plötzlichen Abschluß von Ausflußstellen Schläge bis zu 180 Atmosphären auftreten, während der eigentliche Wasserleitungsdruck nur ca. 3½ Atmosphären beträgt.

Die bei solcher Reaktion auftretende Kraft sucht nun Ingenieur Schneider durch seine neue Vorrichtung rationell zu verwerten. Dieser Apparat ist ein niedriges, zylindrisches Gefäß, an welchem seitlich ein Rohrstrang anschließt, der zu einem erhöht angebrachten offenen Reservoir oder zur Wasserleitung führt. Gegenüber dieser Zuleitungsstelle ist ein zylindrischer Anbau, an dem sich das Stoßventil befindet, das gewissermaßen das Ende der Rohrleitung bildet und in geöffnetem Zustande den Wasserausfluß aus dem Apparat giebt. Der mittlere Teil des Apparates dient als Pumpenraum. In ihm befinden sich Saug- und Druckventil, unten trennt ihn eine Membrane von dem Arbeitswasser. Diese Membrane wird durch das Arbeitswasser abwechselnd in die Höhe gedrückt und preßt hierbei

die Luft aus dem Pumpenraum nach selbsttätigen Oeffnen eines Rückschlagventils in den höchsten Teil des Apparates, welcher die Druckhaube bildet. Von hier geht ein kurzer Rohrstrang zu dem Druckwindkessel, der zur Ableitung des Druckes ein Manometer trägt. Beim Heruntersinken der Membrane tritt im Pumpenraum ein Saugventil auf, das Saugventil öffnet sich und läßt neue Luft in den Pumpenraum ein. Oberhalb des Saugventils befindet sich in gleicher Höhe wie die Druckhaube ein Kuban, der Saughaube heißt; diesem wird durch eine obere Oeffnung mittels eines Tropfgefäßes Wasser tropfenweise zugeführt. Der gesamte Pumpenraum ist mit Wasser ausgefüllt. Der Erfinder rühmt seiner Vorrichtung nach, daß sie um ca. 200 Proz. billiger sein wird, als die bisherigen Luftkompressoren, und daß sie namentlich geeignet sei, kleine Flußläufe, die durch Turbinen usw. nicht vertieft werden können, zweckmäßig auszunutzen.

So lange keine einwandfreien Zahlen längerer Versuchsreihen vorliegen, ist es natürlich unmöglich, zu einem abschließenden Urteil zu kommen. Immerhin erscheint uns die Erfindung kaum berufen zu sein, in Städten mit Wasserleitung umfangreiche Anwendung zu finden. Im allgemeinen haben derartige Vorrichtungen einen verhältnismäßig geringen Nubeffekt, so daß der Betrieb von gewerblichen oder Haushaltungs-Maschinen hier nicht wahrscheinlich sein dürfte. Anders liegen die Verhältnisse, wo ein kleiner Fluß usw. vorhanden ist; hier scheint die neue Erfindung in der That berufen zu sein, einem längst bestehenden Bedürfnisse Rechnung zu tragen. Hier kommt auch in Betracht, daß der Apparat während der Nacht Preßluft auf Vorrat liefern kann, die dann am Tage bei großem Kraftbedarf mit verbraucht werden würde. In solchen Fällen ist der neue Apparat, der nun noch durch Einrichtung für Compounddruck auch für höhere Atmosphärenzahlen geeignet gestaltet werden kann, sicher sehr zweckmäßig zur Gewinnung einer verhältnismäßig billigen Betriebskraft, die sowohl im Haushalte, wie auch im gewerblichen Leben, ferner zu Feuerlöschzwecken und zur Lufterneuerung in geschlossenen Räumen umfangreiche Verwendung finden kann. —

Humoristisches.

— Aus dem Examen. Professor: „Was werden Sie machen, wenn ein Patient, trotz aller angewandten Mittel, immer noch nicht gesund werden will?“

Examinand: „Ich werde die Rechnung schieben!“ —

— Beim Hundehändler. „Was kostet der Bernhardiner?“ „60 Mark!“ „Und der Dadel?“ „... Der ist schon ausgezeichnet für die Jagd dressiert — kostet daher 100 M.“ „... Was verlangen Sie für den ganz Kleinen da?“ „... O, das ist eine sehr seltene Rasse; unter 200 M. könnt' ich den nicht geben!“ „... Ja sagen Sie mal — was kostet denn bei Ihnen dann gar kein Hund?“ —

— Vorsichtig. „Domertwetter, warum habt Ihr dem Eure Spritze nicht mit?“

„Zu Befehl, Herr Bezirksamtman, die haben wir erst gestern bekommen, und da wär's doch bei dem Sauwetter schad'g'wesen um die schöne, neue Spritz'!“ —
(„Liegende Blätter.“)

Notizen.

— Die General-Intendantur der königl. Schauspiele teilt mit, daß Kunstleben, die in den Verband der königl. Schauspiele eintreten möchten, nur dann geprüft werden können, wenn sie zur Beglaubigung ihres Talentes von ersten künstlerischen Kräften oder namhaften Lehrern Zeugnis beibringen. —

— In München hat sich eine dramatische Gesellschaft zum Zwecke der Ausführung von Stücken unbekannter Autoren und solcher Werke, denen die öffentlichen Bühnen verschlossen bleiben, gebildet. Dem Vorstand gehören u. a. Dr. Hirth und Dr. Langen an. —

— Humperdinck komponiert gegenwärtig eine neue Oper, deren Text dem Dumaschen Lustspiel „Das Fräulein von Saint Cyr“ entnommen ist. —

— Waldemar v. Bauerns Musikdrama „Der Wundschuh“, Text von Otto Erler, wird anfangs Juni 1904 (zur Zeit des Musikfestes des Allgemeinen Deutschen Musikvereins) im Opernhause zu Frankfurt a. M. die Erstaufführung erleben. —

— In Brüssel soll 1904 ein Wettbewerb für Instrumentalkomponisten stattfinden; die Stadt hat bereits 20 000 Frank Unterstützung zugesagt. —

— Ermanos Wolf-Ferraros komische Oper „Die neugierigen Frauen“ erzielte bei der Erstaufführung im Münchener Residenz-Theater nur einen ähneren Erfolg. —

t. Eine neue Sternwarte wurde Ende Oktober am Amherst-College in Massachusetts (Vereinigte Staaten) eröffnet. Die Warte, die bereits früher bestand, war unzulänglich geworden und ist jetzt mit einem Aufwand von 400 000 M. neu erbaut und eingerichtet worden. Die Leitung hat Professor Todd übernommen. —